



Marion V. (l.), ehemalige Handballerin, und Marie Katrin Kanitz, ehemalige Eiskunstläuferin. Den Alltag zu bewältigen und die Vergangenheit abzuhaken kostet beide heute viel Kraft.

Fotos: Rohlfing

Die dunkle Seite einer Sportmacht

Drill und Doping: Hartes Training und Anabolika-Gaben sollten in der DDR Höchstleistungen garantieren. Viele Opfer warten auf eine Entschädigung – und sprechen von Menschenversuchen

VON SUSANNE ROHLFING

Die Geschichte, die Marion V. zu erzählen hat, ihre Geschichte, beginnt mit großem Talent und uneingeschränkter Sportbegeisterung. Sie handelt von der Hoffnung auf ein bisschen Freiheit. Und von dem Traum einer jungen Athletin aus Gera, mal an Olympischen Spielen teilzunehmen. Die Geschichte endet mit Krankheit, Schmerz und Scham.

Es ist eine von vielen in der Öffentlichkeit bislang unerzählten Geschichten, die im Sportssystem der DDR ihren Anfang nahmen und nicht zu olympischen Ehren, Glück und Zufriedenheit führten. Diese Geschichten sind die dunkle Seite der einst schillernden Sport-Nation, deren Erfolge zu großen Teilen auf Drill und Doping beruhten. Diesen Geschichten droht heute das Vergessen, denn die Betroffenen werden älter und kränker. Immer häufiger sterben sie.

So zuletzt im vergangenen Oktober der ehemalige Gewichtheber Gerd Bonk (63). Der Olympia-zweite von 1976 bekam in der DDR große Mengen des Anabolikums Oral Turinabol verabreicht und saß seit Jahren wegen schwerer Organschäden im Rollstuhl. „Verheißt von der DDR, vergessen vom vereinten Deutschland“, so beschrieb er mal sein Leben. Anerkannt und entschädigt wurden bislang nur wenige der DDR-Doping-opfer. Deshalb kämpft der Doping-Opfer-Hilfe-Verein (DOH) unter der Leitung der ehemaligen Weltklassesprinterin Ines Geipel weiter hartnäckig um öffentliche Wahrnehmung und eine Rente oder zumindest einen Hilfsfonds für die Betroffenen.

Marion V. (50) möchte ihren vollen Namen aus beruflichen Gründen nicht veröffentlichen. Sie hat viel durchgemacht. Doch sie hat sich einen trotzigsten Humor bewahrt. Als sie von den Turnerinnen erzählt, muss sie sogar lachen. Denn die 1,78 Meter lange Handballerin, groß und stark und im Spiel gut genug, um eine Bilderbuchrussin, die Beste des gegnerischen Teams, derart aus der Fassung zu bringen, dass diese wegen eines Fouls vom Feld gestellt wurde, war in der Kinder- und Jugendsportschule (KJS) Leipzig mit den zierlichen Turnerinnen befreundet. Und an diese gab V. gern die ihr zugeordneten Schokoladenrationen weiter. Heute weiß sie, dass die Schokoladengaben durch die Trainer keine Kin-

derfreundlichkeit waren, sondern staatlich verordnet. Denn die Süßigkeit war häufig mit Dopingsubstanzen versetzt. „Und ich dachte, ich tue denen was Gutes“, sagt Marion V. Ihr Lachen schwankt zwischen Belustigung und spätem Entsetzen.

V.s Unbehagen dem System der DDR gegenüber war von Beginn an familiär geprägt. Ihr Onkel habe 1974 versucht „abzuhauen“, war geschnappt worden und im Gefängnis gelandet. Zwei Jahre spä-

„Das System hat ihr Talent zerstört und ihre Leidenschaft erkalten lassen“

ter wurde er vom Westen freigekauft und ging nach Augsburg. Der Rest der Familie hatte daraufhin keinen guten Stand mehr in der DDR. Aber V. konnte etwas, das staatlich erwünscht war, besser als viele andere: Handball spielen. In einer ersten Sichtung für die KJS wurde sie 1977 aussortiert, doch zwei Jahre später wurde sie doch noch nach Leipzig geholt. V. liebte den Sport. „Wenn ich laufe, bin ich ich, wenn ich mich bewege, geht es mir gut“, sagt sie.

Das ist bis heute so, weshalb sie auch bei kaltem Nieselregen auf dem Fahrrad durch Berlin fährt. Wir treffen uns in Berlin-Steglitz, im Westen. V. unterscheidet das noch immer: „Auf dieser Seite fühle ich mich etwas sicherer.“ Warum sie sich damals vom System einbinden ließ? Sie habe reisen wollen und auf Anerkennung gehofft. „Als Spitzensportler ist man wer, man kann was aus sich machen“, habe sie gedacht.

Wie sehr sie sich irrte. Olympia in Seoul hätten ihre Spiele werden sollen, doch 1988, mit 24 Jahren, war Marion V. kör-

perlich bereits am Ende. Zerstört von Dopingmitteln, die sie nicht nehmen wollte und von einer Operation an der Schulter, bei der nur ein extrem geschwollener Lymphknoten entfernt werden sollte – aber auch zwei Nerven durchtrennt wurden. Die behandelnde Ärztin, die schon vorher einen Ausreiseantrag gestellt hatte, durfte kurz darauf mit ihren Kindern die DDR verlassen.

Zur Belohnung, weil sie durch den Operationsfehler von den Doping-Nebenwirkungen bei der jungen Handballerin abgelenkt hatte? V. ist überzeugt, dass es so war. Das Leben als Sportlerin war für sie vorbei. Sie machte eine Ausbildung zur Damen-Maßschneiderin und begann ein Studium an der Kunsthochschule in Berlin – bis 1989 die Mauer geöffnet wurde. Da ging sie sofort nach Augsburg: „Ich hatte so eine Angst, dass die wieder zu geht.“

Und heute? V. lebt wieder in Berlin, im Westteil der Stadt, nach verschiedensten Jobs arbeitet sie inzwischen als Projektentwicklerin und Organisatorin für Web- und Printmedien. „Ich versuche, auf den Füßen zu bleiben“, sagt sie. Denn mit den Jahren sei sie „immer kränker und immer dicker“ geworden. Ihre Leidensliste ist lang, unter anderem finden sich darauf: Eingeschränkte Funktionsfähigkeit in den Muskeln des linken Hals-, Schulter- und Brustbereichs nach der fehlgeschlagenen Operation, Stoffwechsel-Störung, Bluthochdruck, eingeschränkte Nierenfunktion, Depressionen, unerfüllter Kinderwunsch, andauernde Kopfschmerzen. Das alles sind mögliche Spätfolgen von Anabolika-Missbrauch. Wie viel ihres Leides auf das Zwangs-doping in ihrer Jugend zurückzuführen ist, wird V. nie genau wissen. Aber sie sagt: „Mit uns sind Men-

schensversuche gemacht worden, das steht fest.“

Den Sport hat V. über alles geliebt. Wenn der Ball ohne Blickkontakt von einer Spielerin zur anderen flog, sicher, taktisch perfekt – „das waren gigantische Momente“. Doch das System, in dem sie ihren Sport treiben musste, hat ihr Talent zerstört und ihre Leidenschaft erkalten lassen. „Man hat versucht, mich zu brechen, anstatt mich zu fördern. Wäre es anders gewesen, wäre ich diesen Rattenfängern vielleicht auf den Leim gegangen.“ An ihrem Leid hätte das nichts geändert.

Ähnlich abrupt wie die sportliche Karriere von Marion V. endete die des heute in Köln lebenden ehemaligen Turners Steve D. – der seinen vollen Namen aus Rücksicht auf seine Kinder nicht preisgeben möchte. Bei ihm rebellierte der Körper nicht mit geschwollenen Lymphknoten gegen das Doping, sondern er wurde von einem zertrümmerten Brustbein gestoppt. Der Versuch, einen doppelten Salto rückwärts vom Trampolin ohne Hilfestellung und Sicherung zu vollenden, war schief gegangen. Das war 1989, Steve D. war zwölf Jahre alt.

Zwei Jahre zuvor war er von Schwedt/Oder an die KJS Potsdam gewechselt. In seinem Heimatverein hatte er sich nie schwer verletzt. In Potsdam jedoch brach er sich schon vor dem brachialen Sturz beim Salto beide Arme. Das Problem: An der KJS wurden die Turnelemente in rasantem Tempo immer schwieriger. Wer nicht mithielt, bekam in der Mittagspause vom Trainer eine „blaue Pille“. Steve D. schluckte sie brav, genauso wie das Pulver in den kleinen grünen Päckchen, das man wie Brausepulver von der Hand lecken konnte. Der junge Turner hatte keinen Grund, an der Redlichkeit sei-

ner Trainer zu zweifeln. Es gefiel ihm gut an der neuen Schule. Die Geräte waren viel besser als zu Hause. „Wir hatten alles, wir mussten nicht für Bananen oder Melonen anstehen“, erzählt D.

Und die blauen Pillen machten mutig. Wer sich am Vormittag etwa ein Flugelement am Reck nicht traute, bekam eine Pille und, so erzählt es Steve D., „schon in der Mittagspause war man motivierter, man dachte: Heute Nachmittag traue ich mich“. Steve D. traute sich Dinge, die sein Körper nicht konnte. Dinge, von denen ihn sein gesundes Einschätzungsvermögen abgehalten hätte. Wenn nicht das in der blauen Pille enthaltene Anabolikum Oral-Turinabol seine Hemmschwelle heruntergesetzt und ungesunden Übermut in ihm ausgelöst hätte. So kam es zu den schweren Unfällen und dem Ende seiner Turn-Karriere, bevor sie

„Ich kann froh sein, dass ich nur mit einer Psychose bestraft wurde. Anderen geht es viel schlimmer“

Der ehemalige Turner Steve D.

überhaupt richtig begonnen hatte. Steve D. machte in Schwedt eine Lehre als Fliesenleger, er heiratete, wurde Vater zweier Kinder und ging 2001 nach Köln. Dass er zu den Opfern des DDR-Zwangs-dopings gehört, wusste er nicht. Einmal bekam er einen Brief, in dem er gefragt wurde, ob er als junger Turner in der DDR Dopingmittel erhalten habe. Das war nach der Wiedervereinigung im Zuge der Prozesse um das Zwangs-doping. Steve D. fragte seinen ehemaligen Schwedter Trainer. Der habe gesagt: „Nein, darauf musst du nicht antworten, da habt ihr nichts mit zu tun gehabt.“ Steve D. glaubte ihm. Er wollte ihm glauben.

Doch vor drei Jahren war er plötzlich überfordert von der Arbeit, vom Leben. Er dachte an Selbstmord. Man diagnostizierte eine Paranoide Schizophrenie bei ihm. Steve D. war wochenlang in psychiatrischer Behandlung. Heute kann er wieder arbeiten, er sei „medikamentös gut eingestellt“. Und inzwischen weiß Steve D., dass die „blauen Pillen“ keine Vitamin-Präparate waren. Auf Grund seiner Erkrankung hat er Kontakt mit dem DOH in Berlin aufgenommen und bemüht sich jetzt um Einsicht in seine Akten und eine Entschädigung nach dem Opferentschädigungsgesetz.

Groll verspürt Steve D. trotz allem keinen. Er sei an die KJS gegangen, weil er „berühmt werden und überall hin kommen“ wollte. Wie so viele junge, talentierte Athleten in der DDR. So sind sie geködert worden. Ein bisschen Glanz und Gloria für den Staat waren wichtiger als Talent, Träume und Gesundheit der Jugend. „Schade“, sagt Steve D., „es gab genug Talente, die auch ohne das Zeug weit gekommen wären“. Er selbst sei heute froh, „nur eine Psychose“ bekommen zu haben. Andere hätte es viel schlimmer erwischt.

Mit deren Geschichten wird seit einem Jahr Marie Katrin Kanitz konfrontiert. Gemeinsam mit einem Kollegen kümmert sich die ehemalige Eiskunstläuferin und EM-Dritte im Paarlauf von 1987 um die im Oktober 2013 eingerichtete Beratungsstelle des DOH. Gerade macht ihr das Schicksal eines ehemaligen Leichtathleten zu schaffen, bei dem schwerer Leberkrebs diagnostiziert wurde. Kanitz selbst erfuhr 1997 durch einen Brief vom Landeskriminalamt Thüringen, dass auch sie als junge Athletin Anabolika verabreicht bekam. Es gab Beweise auf einer Diskette. „Ich war schockiert“, sagt Kanitz. Obwohl sie sich schon vorher gefragt hatte: „Warum warst du so angepasst?“ Drill, Zwang, Leistungsdruck haben sie stets vom Ausstieg abgehalten.

Kanitz lebt heute wie Steve D. mit einer medikamentös eingestellten Psychose. Den Alltag zu bewältigen kostet sie wie Marion V. viel Kraft. Trotzdem ist sie stolz auf ihre Bronzemedaille. Zumindest das will sie sich nicht nehmen lassen. Aber es ärgert sie, „dass mir die Chance genommen wurde, sicher zu wissen, dass ich diese Medaille auf Grund meines Könnens gewonnen habe.“

Staatsplanthema 14.25

Doping war in der DDR staatlich verordnet, als „Staatsplanthema 14.25“ wurde es flächendeckend organisiert und umgesetzt, oft ohne Wissen der Athleten. Ab 1966 bekamen Sportler aller olympischen Disziplinen, abgesehen von Seglern und Turnerinnen, anabole Steroide verabreicht, auch Minderjährige. Als „blaue Pillen“ wurde das besonders häufig einge-

setzte Anabolikum Oral-Turinabol bekannt. Den Athleten sagte man, es handele sich um Vitamine. Es ist davon auszugehen, dass 10 000 bis 12 000 Sportler betroffen waren.

Entschädigungen: Ein 2002 verabschiedetes Dopingopfer-Hilfegesetz sprach 194 Dopingopfern eine Zahlung von 10 438 Euro zu. 2006 erhielten weitere 167 Geschädigte einmalig 9 250 Euro.

